

# Wozu Identität?

## Zur Identarisierung von Selbstverständnissen

Stefan Hirschauer

*Beitrag zu Plenum 2 »Innergesellschaftliche Pluralisierungen und Polarisierungen: Gruppen, Identitäten, Milieus«*

### Identität als untauglicher Begriff

Vor 22 Jahren erschien der Aufsatz „Beyond ‚Identity““ von Rogers Brubaker und Frederick Cooper (2000). Die Autoren untersuchten darin fünf soziologische Verwendungsweisen des Identitätsbegriffs. Starke Begriffe gehen davon aus, dass alle Menschen und Gruppen eine Identität haben, über die sie sich auch täuschen können. Sie verdinglichen Identitäten wie in der politischen Kommunikation. Wei- che Begriffe fassen sie dagegen als etwas Fluides, Multiples und Konstruiertes, aber vermischen ihren Konstruktivismus oft mit essenzialistischen Argumenten. Außerdem können sie, so Brubaker und Cooper folgende Fragen nicht beantworten: Wie erklärt man, wenn Identität fließend ist, ein erstarrtes Selbstverständnis; wenn sie konstruiert ist, die zwingende Wirkung der Identifizierungen durch Ande- re; wenn sie multipel ist, die Singularität, die viele politische Diskurse erstreben?

Die Autoren plädierten dafür, Kompromisse mit dem Identitätsbegriff hinter sich zu lassen und schlugen drei präzisere Alternativbegriffe vor: das an sozialen Beziehungen oder Kategorien orientier- te *Selbstverständnis*, die situations- und kontextabhängige *Selbst- und Fremdkategorisierung*, und Max Webers *Zusammengehörigkeitsgefühl*, das sie mit Charles Tilly (1978) und Harrison C. White (1992) als Funktion von Gemeinsamkeiten (*catness*) und Verbundenheiten (*netness*) sahen. Anders als bei den Prämissen einer Identität ist ein Selbstverständnis schlecht von außen feststellbar (es ist subjektiver) und ständig aktualisiert, es ist aktiver gedacht, eher ein laufender *Prozess des Selbstverstehens*, und es impliziert keine Selbigkeit, nur eine gewisse transsituative Kohärenz und Konstanz in der Zeit. Im Grunde explizierten Brubaker und Cooper in ihrer begrifflichen Aufräumarbeit nur einige soziologi- sche Basiseinsichten: Wenn Menschen sagen, *wer* sie ‚sind‘, referieren sie auf eine unsichere Kantonis- tin, die in vier Hinsichten Probleme der ‚Identitätsbestimmung‘ aufwirft:

1. *Ähnlichkeit statt Selbigkeit*. Personen sind nur temporäre Repräsentant:nnen eines Ausschnitts ih- rer Biografie. Nur für den Staat sind sie ein Leben lang exakt dieselben, *das* heißt, so meine ich, *singu- larisiert* in einem strengen, buchstäblichen Sinn: zum Unikat vereinzelt. Für sich selbst und für andere sind sie sich im Lauf ihres Lebens nur mehr oder weniger ähnlich. Das Selbstverständnis von Personen changiert mit den Rollenanforderungen von Feldern und Situationen, dem Gegenüber in Beziehungen und mit Lebensphasen. Es beruht auf sich wandelnden Identifizierungen, d.h. affektiven Assoziierun- gen mit Kategorien und Zugehörigkeiten, die sich größtenteils unbewusst ereignen, mitunter auch als Positionierung vollzogen werden. Immerhin sichert ein Selbstverständnis aber, dass Zugehörigkeiten

und Rollen in einzelnen Personen halbwegs sinnvoll zusammenfinden. Es rafft biografische Fragmente bedarfsgerecht zusammen, wobei das Ausmaß des Konstanz- und Kohärenzbedarfs von Selbststiftenden Narrationen individuell variiert.<sup>1</sup> Bürokratien dagegen brauchen Identitäten – die Fiktion einer Person, die völlig mit sich selbst übereinstimmt. Der Begriff steht zunächst für die staatliche Sicherung personaler Selbigkeit und Singularität.

2. *Mehrfachzugehörigkeiten*. Personen sind in ihren sozialen Zugehörigkeiten sehr Vieles zugleich. Als Individuen bezeichnen wir Personen, die in sich selbst divers sind. Sie können, frei sprechend, Dutzende von Kategorien auf die Worte „ich bin“ folgen lassen und werden nur situations- und kontextabhängig zu etwas vorübergehend Bestimmtem: einer Soziologin, einem Muslim, einem Teenie, einer Westfälin ... Die jeweilige Spezifikation folgt aus den Relevanzen sozialer Felder, aus dem laufenden Verdrängungswettbewerb von zahllosen Unterscheidungen zwischen Menschen, und aus den variablen Einsätzen, mit denen sich Personen in laufende Diskurse oder feldspezifische Spiele involvieren und einzelne Zugehörigkeiten temporär priorisieren. Das Bekenntnis „ich bin X“ (z.B. Raucherin) ist die sprachliche Form, mit der man eine seiner vielen Zugehörigkeiten identifikatorisch ausflaggt und besetzt.

3. *Ambiguität*. Individuen sind in ihren Zugehörigkeiten kaum je so eindeutig wie ihre Personalausweise. Sie sind es nicht für sich selbst, weil sie Vieles eben nur halbbewusst oder unentschieden ‚sind‘, oder wenn sie explizit in Zwischenräumen siedeln: als Binationale und Bilinguale, Bisexuelle und Nicht-Binäre, ‚racially hybrid‘, religiöse Eklektiker, sozioökonomisch Auf- und Abgestiegene. Sie sind aber auch oft uneindeutig für Andere, weil Kategorisierungen sie nicht nur auf eine Seite einer Unterscheidung, sondern auch in eine zentrale oder periphere Zone innerhalb der Kategorie platzieren: von prototypischen Exemplaren über unauffällig-durchschnittliche bis zu marginalen (Hirschauer 2017). Folgt man Zygmunt Baumans Diagnose (1995) von der zeitgenössischen Wiedergewinnung der Ambiguitätstoleranz, sind diese Typisierungsfeinheiten eine Folge der wachsenden Optionenvielfalt, mit diversen kulturellen Codes zu leben: sie nicht zu ‚sein‘, sondern zu gebrauchen und beleihen – seien es nun sprachliche, vestimentäre, geschlechtliche, ethnische oder religiöse Codes.

4. *Insignifikanz*. Schließlich können Individuen, wenn sie für Andere etwas sprachlich Bestimmbares sind, dies für sich selbst aber auch insignifikant, also auf niedrigem Relevanzniveau sein. Sie mögen also für die einsilbigen Auskünfte eines Fragebogens etwas Bestimmtes sein oder einer Organisation als Mitglied zählen, aber sie können von sich selbst sagen, dass sie nur als Karteileiche gezählt wurden, weil sie eine Kündigung versäumten, oder dass eine angegebene Zugehörigkeit in ihrem Selbstverständnis relativ bedeutungslos ist und nur für Soziolog:innen herausgekratmt wurde. Ermöglicht wird diese Option der Insignifikanz zum einen dadurch, dass soziale Prozesse von kulturell bereitliegenden Unterscheidungen stets nur sehr wenige selektiv einsetzen können, die meisten vernachlässigen müssen; zum anderen durch spezifisch moderne Vorkehrungen der Differenznegation (Hirschauer 2020), mit denen kategoriale Zugehörigkeiten zugunsten sachlicher Unterscheidungen zurückgedrängt oder ausgeschaltet werden: durch Unterscheidungsverbote wie rechtliche Gleichheitsnormen und Verfahrensregeln oder durch professionelle ‚Differenzenindifferenz‘ (Boldt und Soeffner 2014).

---

<sup>1</sup> Das Selbstverstehen ist damit keine autonom gewählte ‚Selbstdefinition‘. Es ist biografisch mehrfach verankert und pfadabhängig gebunden, bildet sich zwischen volatilen Selbst- und Fremdwahrnehmungen mit der Zeit heraus und ist auch wirksamen Fremdzuschreibungen ausgesetzt, die Menschen mit (etwas an) sich zu identifizieren suchen (s. 2. Abschnitt).

## Identarisierung als Phänomen

Was begegnet uns dann aber soziologisch als „Identität“ – wenn dieses Wort nicht nur eine postnatale standesamtliche Selbigekeitssetzung oder das Ergebnis eines polizeilichen Feststellungsverfahrens bezeichnet? Ich meine, es ist eine ethnosozilogische Kategorie, also ein Teilnehmerbegriff für einen bestimmten Aggregatzustand von Selbstverständnissen, der in Prozessen der *Identarisierung* entstehen kann, nämlich dann, wenn Menschen sich in besonderen Lebenslagen veranlasst sehen, ihrem biografisch changierenden Selbstverstehen eine spezifische Form zu geben. Aber wann ist das der Fall?

Man kann hier zunächst an zwei unterschiedliche Pfade denken: die subjektive Besetzung einer Sache (etwa eines attraktiven Berufs, einer politischen oder sportlichen Leidenschaft) mit einem starken Selbstverständnis oder aber die hartnäckige Aufnötigung eines Selbstverständnisses durch Andere. Felder, Gemeinschaften, Rollen, Gegenüber *verlangen* mehr oder weniger stark nach identifikatorischer Besetzung, Personen *investieren* mehr oder weniger in Kategorien.

Der Soziologie begegnen reklamierte Identitäten vor allem in Gestalt eines Politikstils, der Individuen (von links wie rechts) als Exemplare imaginerter Gemeinschaften vereinnahmt und als Gruppenvertreter in Stellung bringt. Identitätspolitik basieren auf einer (i.S. Brubakers) gruppistischen alltagsweltlichen Ethnosozilogie, mit der die professionelle Soziologie noch keinen rechten Umgang gefunden hat. Entweder sie schließt sich ihr einfach ‚herrschaftskritisch‘ politisierend an oder sie wird von der Politisierung von Selbstverständnissen ‚kulturell überrascht‘. Dann erscheinen Identitätspolitik als befremdliche kulturelle Strömung, die eine doch recht gut begriffene funktional und stratifikatorisch differenzierte Gesellschaft von innen irritiert: entweder als kulturpolitischer Irrweg gegenüber Verteilungskämpfen oder als evolutionäre Regression in eine tribalistische Logik.

Tatsächlich irritieren Identitätspolitik aber eher den Objektivismus der Ungleichheitsforschung wie der Differenzierungstheorie. Sie basieren nicht auf den gut verstandenen Formen struktureller Differenzierung, sondern auf einer Form kultureller Differenzierung, nämlich der ethnosozilogischen Selbstbeschreibung des gesellschaftlichen Personals in Begriffen von Eigenschaften und gruppenähnlichen Kollektiven, kurz: von Menschensorten. Natürlich besteht die Gesellschaft weder aus Gruppen noch aus Menschen, aber die Soziologie kann solche kulturellen Fiktionen weder übergehen noch zum symbolischen ‚Überbau‘ verkleinern, wenn dieses geglaubte Wissen sich in Praktiken und Lebensformen realisiert. Die für die Rekonstruktion von Identitätspolitik relevante kulturelle Differenzierung ist die Humandifferenzierung (Hirschauer 2021).

Die funktionale Differenzierung setzt an den Tätigkeiten und Kommunikationen an, die stratifikatorische Differenzierung an Gütern und Einkommen. Verteilungstheoretisch geht es stratifikatorisch um die Frage der Distribution von Ressourcen auf Personen (wer verfügt z.B. über welche Güter?), bei der funktionalen Differenzierung wesentlich um die Allokation von Tätigkeiten auf Personen (wer spezialisiert sich auf welche Arbeit?). Bei der Humandifferenzierung geht es dagegen um die elementare Frage der Verteilung von Personen auf Kategorien: Wer zählt eigentlich als was? Bei ihrer Beantwortung setzen Prozesse der Humandifferenzierung unmittelbar an dem an, was in der Ethnosozilogie als *persönliche Eigenschaften* gilt, am „Menschenmaterial“ wie Georg Simmel 1908 formulierte. Als Ansatzpunkte genutzt werden körperliche Invarianten wie Geschlecht, ‚Race‘, Körpergröße und -beeinträchtigungen; biografische Wurzeln wie das Alter sowie soziale, geografische und generationelle Herkunft; biografische Anker wie sexuelle Selbstentwürfe, politische und religiöse Destinationen; und situative Einsätze wie Leistungen.

Wo das ethnosozilogische Alltagswissen, aber auch sozial- und kulturwissenschaftliche Begriffe wie ‚Diversität‘ oder ‚Heterogenität‘ (Blau 1977; Diewald und Faist 2011) von einer gegebenen mensch-

lichen Unterschiedlichkeit ausgehen, zeigen sich kultursoziologisch Prozesse der Selbst- und Fremdkategorisierung, der Dissimilierung und Vereigenschaftung, die die Eigenschaften und Mitgliedschaften erst hervorbringen. Das Personal der Gesellschaft wird erst durch laufende Selbst- und Fremdkategorisierungen in bestimmten sozialen Zugehörigkeiten gehalten, z.B. in imaginierten Gemeinschaften (wie Nationen, Ethnien, Konfessionen) oder zugeschriebenen Klassen (wie Geschlechter, ‚Rassen‘, Altersgruppen).

Prozesse der Humandifferenzierung laufen sekundlich milliardenfach ab und arbeiten von Beginn an an der Vereigenschaftung von Unterscheidungen. Zunächst werden diese mit dem jeweils kulturell verfügbaren Inventar von Kategorien in der Sprache dargestellt. Kategorien machen das Unterschiedene zum Unterschiedlichen, sie transformieren Objekte zu Exemplaren. Hinzu kommt die Sicherung der perzeptiven Kenntlichmachung von Personen mit ihrer semiotischen Markierung, etwa mittels Körpermerkmalen, Haltung, Gestik, Mimik und Stimmführung, Outfit und Namen. Menschen werden körperlich so disponiert, dass sie sich für bestimmte Unterscheidungen unterscheidbar machen und so die Verwechslungsfestigkeit von Kategorien erhöhen.

## Identarisierung als Effekt eskalierender Humandifferenzierung

In solchen Unterscheidungen, Kategorisierungen und Markierungen sind Identitäten *angelegt*, sie *entfalten* sich aber erst im Rahmen weiterer Prozesse der Humandifferenzierung. Einer ist die *Alterisierung*, die Menschen nicht nur als äußerlich ungleich, sondern als essenziell andersartig im Sinne von grundlegend anderer Beschaffenheit als ‚Unseresgleichen‘ stilisiert. Dafür werden zugeschriebene Eigenschaften kontrastiert, Stereotype zugespitzt, das Verschiedene überzeichnet, das Ähnliche und Gleiche negiert. Außerdem geben Essentialisierungen einer Unterscheidung Tiefe. Sie verwurzeln die für eine Kategorisierung benötigten äußerlichen Marker in imaginierten innerlichen Wesenszügen, verrätseln und exotisieren die andere Seite.

Vor diesem Hintergrund entstehen nun auch zwei Formen asymmetrischer Unterscheidungen, die ein höheres Potenzial zur Identitätsbildung haben: *Diskriminierungen* sind Akte der Unterscheidung, die Personen von einer rechtlich zugesicherten Gleichbehandlung wieder ausnehmen. Sie machen einen Unterschied durch Selektion („alle außer Dir“). Erfahrungen von Diskriminierung können durch die von ihr Betroffenen auch selbst verstetigt werden: durch eine Kränkungsbereitschaft, die jeden erfahrenen Nachteil, jede Niederlage oder unfaire Behandlung habituell auf genau die eine, schon oft von Anderen evozierte soziale Zugehörigkeit zurechnet.

*Stigmatisierungen* steigern Alterität, weil sie eine Differenz den Differenten als Devianz zurechnen („nur Du“). Sie implizieren, dass nur Individuen auf der devianten Seite über ein signifikantes Merkmal verfügen und legen sie auf dieses fest. Damit reduzieren sie ihre multiplen Zugehörigkeiten auf eine einzige. Kategorisierungen weisen eine Zugehörigkeit zu, Stigmatisierungen weisen in eine Kategorie ein. Auch hier können Betroffene wieder affektiv besetzen, durch was sie stigmatisiert werden. Sich mit etwas zu identifizieren, heißt auch, sich einer Kategorie zu subsumieren, sich mit ihr gleichzusetzen. Die, die am Ende überzeugt wurden, sie *seien* tatsächlich das, mittels dessen sie stigmatisiert werden, empfehlen sich besonders zur Rekrutierung für identitätspolitische Unternehmungen.

In diesen Unternehmungen verstehen sich Menschen nicht nur als Exemplare, sondern auch als Mitglieder der mit Kategorien imaginierten Klassen. Die Gruppierung mithilfe von Kategorien lädt zur Personalrekrutierung durch Kategorien ein: Menschen finden sich unter bestimmten Umständen unter Leitbegriffen zusammen, die ihrerseits jene Menschen zusammenführen, die sich durch sie ansprechen lassen. Label und Populationen suchen sich gegenseitig. So können Sammlungen durch eine

Kategorie zu selbstorganisierten Versammlungen mit temporär emergierendem Wir-Gefühl werden. Die ‚Gruppierung‘ von Menschen ist ein soziales, kulturelles und politisches Inklusionsprojekt, das darauf abzielt, Kategorien in Gemeinschaften zu verwandeln und das Niveau des Zusammengehörigkeitsgefühls temporär anzuheben (Brubaker 2007).

Dafür betreiben soziale Gebilde, die sich als ‚Kollektive‘ entwerfen (etwa Nationen oder soziale Bewegungen) Gleichheitspropaganda: Sie konstituieren sich durch systematische Priorisierung des einen Aspektes, der ihre potenziellen Mitglieder eint und beschwören umso mehr das Gleichartige an ihnen, je mehr sie Formationen äußerst Ungleicher sind. Stigmatisierungen versämtlichen Individuen exkludierend, identitätspolitische Bewegungen versämtlichen sie inkludierend, indem sie sie vereinnahmen, ihre Homogenität dramatisieren und Führungspersonal hervorbringen, das alle Exemplare einer Kategorie authentisch zu repräsentieren beansprucht.<sup>2</sup> Außerdem wendet der oft kritisierte narzisstische Empfindlichkeitskult mancher Identitätspolitik die Stigmatisierung in eine Distinktionsbewegung – eine Selbstbesonderung, die die Unterscheidenden evaluativ von einem großen unbestimmten ‚Rest‘ abhebt, etwa durch die Etablierung einer exklusiven Kränkbarkeit: ein beleidigungsfähiger Standesdünkel, ein schändbarer Nationalstolz, eine verletzbare Geschlechtstheorie, eine blasphemisch erzürnbare religiöse Sensibilität.

Identitätspolitik sind Begleiterscheinungen eskalierender Humandifferenzierungen. Menschen, denen aufgrund ihres Lebensstils, Verhaltens oder Aussehens eine Besonderung zugefügt wird, können im Kampf gegen diese Besonderung eine Identität entwickeln. Erfolgreiche Identarisierung setzt voraus, dass die Frage, auf welche Seite mich eine Unterscheidung schiebt (etwa: eine devaluierte, minoritäre, deviante), die vorgängige Frage, welche Bedeutung die *Unterscheidung* eigentlich für mich hat, verdrängt. Wenn etwa Alterstaxonomien eine Veränderung der Jungen und Alten vorsehen (Linke 2002), ist es für diese schwieriger, ihr Selbstverstehen der Altersunterscheidung zu entziehen. Zu den Eskalationsbedingungen gehören also die Fixierung auf eine Seite (unter Negation der Zwischenräume), die Überfokussierung einer Unterscheidung und die politische Dramatisierung der Relevanz einer Differenzierung, die das eigene Leben stark bestimmt, als gesamtgesellschaftliches Phänomen. Identitäten sind insofern Effekte erfolgreicher Alterisierung. So wie unser Gesicht kommunikationspraktisch nicht uns selbst, sondern den Augen Anderer gehört, sind Identitäten nicht das subjektive Zentrum unserer autonomen Selbstbestimmung, denn sie bedienen Fremdkategorisierungen mit psychischen Referenzen (Motiven, Affekten, Selbstverständnissen). Identitäten sind ein reflexhaft erstarrtes Selbstverständnis derjenigen, denen die Anerkennung von Lebensweisen mit hartnäckigen Stereotypen verwehrt wird, ein verhärteter Aggregatzustand subjektiver Sinnbildung in Prozessen asymmetrischer Humandifferenzierung.<sup>3</sup>

Um solchen Asymmetrien zu begegnen, hat Eviatar Zerubavel (2018) vorgeschlagen, auch die Angehörigen von Mehrheiten als Heteros, Cis, Weiße, Adulte, ‚derzeit Nicht-Behinderte‘ usw. zu signifizieren. Das mag eine disputable politische Strategie sein, aber es geht am soziologischen Sachverhalt vorbei, dass es sich bei Mehrheitsangehörigen um Menschen mit weitgehend insignifikanter Zugehörigkeit und fluiden Identifizierungen handelt. Die Identitäten finden sich auf Seiten der Alterisierten, also derjenigen, denen man *eine* Identifizierung hartnäckig aufnötigt.

<sup>2</sup> Vereinnahmungen als Eigene haben deshalb Parallelen mit Stigmatisierungen als Andere, weil Gemeinschaften Menschen brauchen, die sie verkörpern (indem sie etwa Kennzeichen ihrer Religiosität oder Nationalität auftragen) und sich ihren monopolistischen Repräsentationsansprüchen unterordnen.

<sup>3</sup> Dies schließt natürlich nicht aus, dass es manchen Disprivilegierten gelingt, anstelle von starken Identitäten nur strategisch reaktionsbereite Bekenntnisse zu ihnen zu entwickeln. Aber der Anspruch, einen solchen „strategischen Essentialismus“ (Spivak et al. 1996, S. 204) dauerhaft zu stabilisieren, darf als durch die Geschichte der Identitätspolitik widerlegt gelten (Scheller 2021).

Natürlich werden Zugehörigkeiten allen menschlichen Exemplaren zugeschrieben. Sie werden aber zu unterschiedlichen Graden affektiv angeeignet und sozial beansprucht. Die Intensität kategorialer Zugehörigkeiten hängt am Selbstverständnis, mit dem sich Personen *zu* den Kategorien, in die sie von anderen platziert werden, verhalten. Sie können sie identifikatorisch *besetzen und bruchlos verkörpern*, bloß beiläufig *geschehen lassen* oder sich von ihnen *distanzieren*. Die Beziehung kann also engagiert, loyal und fanatisch sein, aber auch indifferent, skeptisch, kritisch oder antagonistisch (Hirschauer 2017). Von einer Identität ist erst zu sprechen, wenn jemand seine Person ohne Restdistanz mit einer spezifischen sozialen Zugehörigkeit gleichsetzt, diese vor allen anderen priorisiert, und versucht, sie sich als omnirelevante psychische Eigenschaft anzueignen. Eine Identität zu haben, heißt dauerhaft einen inneren Ausweis mit sich herumzutragen.

Ist die Neigung, eher androphil als gynophil zu begehren, also unser geschlechtliches Beuteschema, eine ‚sexuelle Identität‘? In vielen Fällen nein, aber mit hoher Wahrscheinlichkeit, wenn sie für die Durchsetzung eines Lebensstils als Coming Out und unabänderliches Sosein performiert wird. Ist ein Selbstverständnis, Outfit und Gebaren als Frau oder Mann eine ‚Geschlechtsidentität‘? In der Regel nicht, aber oft, wenn es sich nur gegen erhebliche Widerstände durchsetzen kann und durch irreversible körperliche Verstümmelungen abgeriegelt wird.

## Wozu Identitäten?

Wozu also Identitäten? Welche Funktionen erfüllen sie für wen? Für Individuen können sie temporär durchaus eine aktivierende psychische Ressource sein – z.B. die Selbstentdeckung als Betroffene einer seltenen Krankheit (Hacking 1986) – aber auch eine behindernde Fixierung, weil sie ja auch noch vieles Anderes sind. Für soziale Bewegungen können Identitäten eine politische Ressource der Kenntlichmachung, Mobilisierung und sozialen Verpflichtung von Gleichbetroffenen sein, aber auch eine Sackgasse der Fortentwicklung mit ihren Erfolgen.<sup>4</sup> Wenn etwa die Wissenschaft und das Recht die Unterscheidung von Rassen verlassen wie ein sinkendes Schiff, sind es eben nicht nur White supremacists, sondern auch Woke und Disprivilegierte, die mit einem kulturalisierten Rassenbegriff der Unterscheidung treu bleiben. Und wenn eine Gesellschaft immer weniger auf Geschlechterunterscheidungen rekurriert und kategoriale Indifferenzzonen (z.B. für ‚Diverse‘) vorsieht, sind es eben nicht nur geschlechtliche Traditionalisten und Reaktionäre, sondern auch Transaktivist:innen, die mit einem psychisierten Geschlechtsbegriff der Unterscheidung treu bleiben.

Für die Gesellschaft schließlich können Identitäten sowohl eine Gelegenheit der Stiftung gruppistischer Ordnung als auch dauerhafte Quelle von Desintegration und Polarisierung sein. Denn die Gesellschaft besteht nicht von selbst aus den ‚Gruppen‘, die sich in ihr gegenüberzustehen meinen, sie ist ein soziokultureller Zusammenhang, der zur Stützung seiner aktuellen Normalitätsvorstellungen und zum Verständnis seiner eigenen Transformationen systematisch spezifische Minderheiten hervorbringt und konturiert. Diese inneren Fremden integrieren sie genauso wie ihre äußeren Feinde. Nicht nur Organisationen und soziale Bewegungen suchen sich Personen, die sie verkörpern können, auch kulturelle Verschiebungen und Umbrüche rekrutieren Menschen, die sich als ihre personalisierten Brenngläser anbieten. Mit identitär formierten Kollektiven schafft sich die Gesellschaft Projektionsflächen für das Verständnis ihres eigenen kulturellen Wandels. Umgekehrt profitieren auch die identitär

---

<sup>4</sup> Der israelische Soziologe Ori Schwartz (2021) hat in einer Fallstudie gezeigt, dass Überzeugungskraft, Inklusivität und Größenwachstum einer sozialen Bewegung nicht nur an einer Priorisierung ihres Anliegens vor konkurrierenden Selbstverständnissen hängen, sondern auch an gezielter Desidentifikation (z.B. mit Ethnizität und sozialer Klasse).

bewegten Kollektive von ihrer Reprojektion einer vorgeblich hermetischen Gesellschaft. Sie versämtlichen die Mehrheiten zu homogenen Hegemonen.

Eine solche Konstellation mündet leicht in affektive, auch gewaltförmige Polarisierungen, weil Identitäten so wenig kompromissfähig sind wie monotheistische Götter. Bruchlos verkörperte Selbstverständnisse ticken nach einer binären Logik, die Lager entwirft und scharf, also ambivalenzfrei, nach gut und böse, Freund und Feind unterscheidet und keine intermediären Positionen – wie Sympathisant, Partner, Konkurrentin – mehr kennt. Die Soziologie weiß schon länger, dass Rollendistanz eine Frage der Sozialverträglichkeit funktionaler Differenzierung ist. Die Selbstdistanz ist als Voraussetzung der Sozialverträglichkeit von Humandifferenzierung noch zu entdecken.

## Soziologische Verstrickungen

Wie können sich Soziolog:innen zu solchen Verhältnissen verhalten? Sie meinen seit Karl Marx gerne, dass das herrschende Bewusstsein einer Zeit nur das Bewusstsein einer herrschenden Klasse sei. Der verzerrten Weltwahrnehmung der Beherrschten widmen sie sich seltener – als sei ein falsches Bewusstsein ein Privileg der Privilegierten und als garantiere schon eine ‚herrschaftskritische‘ Haltung ein besseres Bewusstsein.<sup>5</sup> Brubaker und Cooper richteten sich gegen die unheilige Verdinglichungsallianz von Aktivist:innen und Soziolog:innen in den USA, wo eine politisierende Soziologie dazu neigt, die Legitimität einer Empörung mit der soziologischen Triftigkeit einer Weltbeschreibung zu verwechseln.<sup>6</sup>

Bei den soziologischen Verstrickungen in die Identitätspolitik geht es aber nicht nur um Fragen politischer Distanzlosigkeit, sondern vor allem um *kulturelle Distanzdefizite* zu zeitgenössischen ethnosozialen Beschreibungen von Personen und Gesellschaftsstrukturen. So wie sich Akteurstheorien auf eine individualistische Ethnosozialologie menschlichen Tuns stützen (Barnes 2001) und den avancierten Individualismus spätmoderner Gesellschaften anthropologisieren, stützt sich etwa der Intersektionalitätsansatz auf eine Ethnosozialologie der Gesellschaft als Versammlung jener Kollektive, die Menschen als Vertreter:innen von Klassen, Geschlechtern und Rassen vereinnahmen. Dieser Ansatz ist eine identitätspolitische Gesellschaftsbeschreibung so wie schon Charles Taylors Multikulturalismus oder Samuel Huntingtons Culture-Clash. Eine solche Artikulation von Identitäten als Teil politischer Strategien kommt nicht zufällig aus den USA, also einer zugleich hochindividualisierten und tiefreligiösen Gesellschaft, in der sich der Protestantismus und das Bekenntnis als Gestus und Redeweise weit über die Kirchen hinaus ausgebreitet haben bis in den moralistischen Kommunikationsstil der politischen Linken (Lilla 2017; McWorther 2021).<sup>7</sup>

---

<sup>5</sup> Wenn Gayatri Spivak (1988) in ihrem Gründungsmanifest postkolonialer Theoriebildung Michel Foucault vorwirft, seine Dekonstruktion einer starken Autorenidentität beruhe auf den Privilegien seiner eigenen sozialen Platzierungen, hätte er diese Gegenfrage nach den epistemischen Effekten der Disprivilegierung stellen können. Und es bleibt zu debattieren, ob die Frage ‚wer spricht‘, also was jemand ist, der spricht oder als was jemand spricht, tatsächlich ein größeres Gewicht hat als die Frage, mit welchen Argumenten, Haltungen und Affekttönungen jemand spricht.

<sup>6</sup> Man kann sich dann darauf beschränken, sich als ‚kritische‘ Soziologin vor den eigenen Milieus in Szene zu setzen, und muss nicht ohne soziale Rücksichtnahmen aufzeigen, wie die Dominierten an den beklagten Verhältnissen beteiligt sind, oder unapplaudiert rekonstruieren, wie erfolgreiche soziale Bewegungen konservativ wirken, wenn sich ihre Leitunterscheidungen zersetzen, oder gar mühsam kreative und multiperspektivische Vorschläge für intelligente Pfade aus den Verwicklungen heraus entwickeln.

<sup>7</sup> Natürlich bieten die USA auch ganz spezifischen, historisch und regional gewachsenen, Stoff, der sich zur Identarisierung eignet: die Geschichte der Rassenunterscheidung in der Sklaverei und die der Kolonisierung der indigenen Bevölkerung Nordamerikas.

Erving Goffman hatte da noch eine größere professionelle Distanz. In *Stigma* (1975; 1963) stellte er sich unter dem Titel ‚Identitätspolitik‘ auf den Standpunkt von Durchschnittsbürger:innen, die im *worst case* gleich von zwei Seiten – von Professionellen und von Aktivist:innen – gesagt bekommen, wer sie sind und was sie unabhängig von ihren je besonderen Lebenslagen „in Bezug auf sich selbst in ihrem eigenen Interesse empfinden sollen“ (1975, S. 155).<sup>8</sup>

Heute dagegen stellt sich manche soziologische Forschung wie die in diverse ‚Studies‘ spezialisierten Forschungsfelder in den Dienst von Prozessen der Humandifferenzierung anstatt diese zu beobachten. Das verzerrt das Bild von Gesellschaft. Denn während Identitäten in der politischen Selbstbeschreibung der Gesellschaft diskursbestimmend sind, sind für ihre stille Praxis und institutionelle Operationsweise Prozesse, die Identität und Differenz entdramatisieren, meist viel wichtiger (Nassehi 2017). Die gesellschaftliche Relevanz von Unterscheidungen lässt sich eben nicht allein an politischen Kämpfen ablesen.<sup>9</sup> Differenznegationen finden routinemäßig in der Gesellschaft statt. Die ‚civil inattention‘ (Goffman 1963) urbaner Anonymität, die Distanz von Professionellen, die Sachlichkeit von Dienstleistern bilden eine dünne, aber solide Schicht zivilisierten Desinteresses zwischen Menschen – auch wenn durch diese fragile Abstraktion von menschlichen Eigenschaften hindurch immer wieder Impulse eskalierender Humandifferenzierung brechen können. Denn natürlich kann rechtlich-normative Gleichstellung nicht jede ungleiche Behandlung ausschalten, sie kann Gleichheit und Differenzenblindheit nur partiell durchsetzen und ihr Fehlen einklagbar machen.

Identitätspolitiken zielen dagegen auf die Anerkennung eines kulturell und politisch reifizierten Andersseins. Aber gegenseitige Anerkennung von Identitäten ist etwas für Gruppen und Gemeinschaften, sie verlangt zu viel vom Zusammenleben in einer hochdifferenzierten, pluralistischen Gesellschaft und auch zu viel von den changierenden Selbstverständnissen ihrer Bürgerinnen. Grundlegende Rechte, etwas Aufmerksamkeit und oft eben auch zivile Unaufmerksamkeit in friedlicher Koexistenz sichern Personen differenziertere Wahrnehmungen. Sie können ihnen anstelle kategorialer Versämtlichung bessere Chancen auf identitäre Selbstvergessenheit eröffnen. Eben diese entspricht der Form von Selbstverständnissen, die eine grundsätzlich auf indifferente Inklusion gebaute Gesellschaft ihren Personen anbietet.

## Fazit

Ich habe in diesem Beitrag drei Züge gemacht. Ich habe erstens vorgeschlagen, analytische Begriffe (wie ‚Selbstverständnis‘) vom Teilnehmerbegriff der Identität zu distanzieren; zweitens versucht, das lebensweltlich als ‚Identität‘ bezeichnete Phänomen über Prozesse der Identarisierung zu rekonstruieren; und drittens auf mögliche politische und wissenschaftliche Kosten des diskursiven Einsatzes eines Identitätsbegriffs hingewiesen, der in Spannung zu elementaren Strukturen der spätmodernen Gesellschaft steht. Die Distanzierung vom reifizierenden Teilnehmerbegriff ‚Identität‘ für sozial erhärtete Selbstverständnisse sollte einen freieren Blick auf zwei verschiedene Prozesse der *Identifizierung* er-

---

<sup>8</sup> Seine antiidentitäre Pointe: Ein Stigma trennt nicht einfach zwei Gruppen, sondern zwei Rollen oder Perspektiven, an denen jede/r in einigen Hinsichten und Lebensphasen partizipiert (1975, S. 167). Deshalb teilen Stigmatisierte zunächst alle Vorurteile der Normalen, während es für diese nicht schwer ist, sich als in anderen Hinsichten Stigmatisierte wahrzunehmen. Anstelle der aktivistisch hervorgerufenen Identitäten finden sich eher Serien komplementärer Rollen, deren Personal weitgehend austauschbar ist und von seinen grundlegenden Ähnlichkeiten weiß.

<sup>9</sup> So täuschen beim soziologischen Erkennen von geschlechtlicher Indifferenz zahlreiche identitäre Selbstbeschreibungen lautstark darüber hinweg, dass die ihnen zugrundeliegenden Kodierungen des Verhaltens als ‚männlich‘ oder ‚weiblich‘ ihren Sinn schon weitgehend verloren haben.



lauben: jene, *mit denen* sich Personen temporär mit Kategorien gleichsetzen oder perspektivisch – empathisch, sympathisierend, solidarisch – für andere Personen öffnen und einsetzen; und jene Prozesse, die ihrerseits Personen *als etwas* identifizieren: mithilfe von Spuren (genetischen, digitalen etc.), anhand von Indizes (vestimentäre, habituelle, sprachliche etc.) oder mit etwas an ihnen (einem Stigma). Solche Identifizierungen ereignen sich ständig. Welchen Personen und Bevölkerungssegmenten sie unter welchen Bedingungen ein dauerhaftes, unzweideutiges und enggeführtes Selbstverständnis aufzwingen, das sie auf bestimmte Unterscheidungen verpflichten, sollte eine Forschungsfrage sein.

## Literatur

- Barnes, Barry. 2001. The Macro/Micro Problem and the Problem of Structure and Agency. In *Handbook of Social Theory*, Hrsg. George Ritzer und Berry Smart, 339–351. London: Sage.
- Bauman, Zygmunt. 1995. *Moderne und Ambivalenz*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Blau, Peter. 1977. *Inequality and Heterogeneity*. New York: Macmillan.
- Boldt, Thea, und Hans-Georg Soeffner. 2014. Kulturverschränkungen – zur Diffusität von Kulturbegriffen. In *Fragiler Pluralismus*, Hrsg. Thea Boldt und Hans-Georg Soeffner, 7–22. Wiesbaden: VS.
- Brubaker, Rogers. 2007. *Ethnizität ohne Gruppen*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Brubaker, Rogers, und Frederick Cooper. 2000. Beyond Identity. *Theory and Society* 29:1–47.
- Diewald, Martin und Thomas Faist. 2011. Von Heterogenitäten zu Ungleichheiten. *Berliner Journal für Soziologie* 21:91–114.
- Goffman, Erving. 1963. *Behavior in Public Places*. New York: Free Press.
- Goffman, Erving. 1975. *Stigma*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Hacking, Ian. 1986: Making up People. In *Reconstructing Individualism: Autonomy, Individuality and the Self in Western Thought*, Hrsg. Thomas C. Heller und Christine Brooke-Rose, 222–236. Stanford: Stanford University Press.
- Hirschauer, Stefan. 2017. Humandifferenzierung. Modi und Grade sozialer Zugehörigkeit. In *Un/doing Differences: Praktiken der Humandifferenzierung*, Hrsg. Stefan Hirschauer, 29–54. Weilerswist: Velbrück.
- Hirschauer, Stefan. 2020. Undoing differences revisited. Unterscheidungsnegation und Indifferenz in der Humandifferenzierung. *Zeitschrift für Soziologie* 49:318–334.
- Hirschauer, Stefan. 2021. Menschen unterscheiden. Grundlinien einer Theorie der Humandifferenzierung. *Zeitschrift für Soziologie* 50:155–174.
- Lilla, Mark. 2017. *The Once and Future Liberal: After Identity Politics*. New York: Harper.
- Linke, Angelika. 2002. Senioren – Zur Konstruktion von (Alters-?)Gruppen im Medium Sprache. In *Spracherwerb und Lebensalter*, Hrsg. Annelies Häcki-Buhofer, 21–36. Tübingen: Francke.
- McWorther, John. 2021. *Woke Racism: How a New Religion Has Betrayed Black America*. New York: Portfolio.
- Nassehi, Armin. 2017. Humandifferenzierung und gesellschaftliche Differenzierung. Eine Verhältnisbestimmung. In *Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung*, Hrsg. Stefan Hirschauer, 55–78. Weilerswist: Velbrück.
- Scheller, Jörg. 2021. *Identität im Zwielficht*. München: Claudius.
- Schwartz, Ori. 2021. Identity as a barrier: claiming universality as a strategy in the Israeli vegan movement. *Social Movement Studies* 20(5):600–618.
- Simmel, Georg. 1992 (1908). *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Spivak, Gayatri. 1988. Can the Subaltern Speak? In *Marxism and the Interpretation of Culture*, Hrsg. Cary Nelson und Lawrence Grossberg, 271–313. Chicago: University of Illinois Press.
- Spivak, Gayatri, Donna Landry und Gerald MacLean. 1996. *The Spivak Reader. Selected Works Gayatri Chakravorty Spivak*. London: Routledge.

Tilly, Charles. 1978. *From Mobilization to Revolution*. New York: McGraw-Hill.

White, Harrison C. 1992. *Identity and Control: A Structural Theory of Social Action*. Princeton: University Press.

Zerubavel, Eviatar. 2018. *Taken for Granted*. Princeton: University Press.